

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1988-1989)
Heft: 25

Artikel: Nirgends mehr zu Hause
Autor: Pinel de Freitas, Rosangela
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054585>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nirgends mehr zu Hause

VON ROSANGELA PINEL DE FREITAS

Geheimnisvoll, einen Schweizer als Mann zu haben. Er kommt heim: still, zurückhaltend, nie besonders irgendwas. Ich bin daheim: erwartungsvoll, eifrig, gierig. Er sucht seine Ruhe, Rast nach dem Arbeitstag. Ich bewache den Funken, der jede Möglichkeit entzündet und aufsprengen kann. Beiderseitige Enttäuschung.

Es ist aufgetischt: Tuch, Teller, Bestecke, Gläser, Servietten. Die Blumen sind deutliches Zeichen meiner Frivolität und Verschwendungssucht. Ich versuche ihm damit den Weg zu mir wieder anzuweisen, wie früher in Südamerika. Vergebens. Unpassend in kleinem Dorf, so wie ich.

Anfänglich waren alle auf jemand Anderes vorbereitet. Man erwartete eine Brasilianerin «comme il faut». Ich entsprach dem nicht: weder primitiv noch halb Negerin. Konnte anständig essen, sprach Deutsch, sah sauber und gepflegt aus (vielleicht ein bisschen zu gepflegt), konnte Autofahren. Meine extreme Jugend und Hilflosigkeit waren kein Gegengewicht dafür. Das Kompliment: ich könnte mich gut als Schweizerin ausgeben. Zwiespältiges Kompliment. Auf der einen Seite sollte ich (musste ich) mich geschmeichelt fühlen; auf der anderen hiess es, ich hätte diesen Leuten eine Sensation gestohlen, da, wo immer so wenig geschah. Sie wussten damals noch nicht, was ich noch für Überraschungen versteckt trug. Auf jeden Fall nicht diejenigen, die mich annehmbarer machen könnten. Ich hatte einen Universitätskurs hinter mir (bloss in Brasilien, aber doch), ich spielte Klavier, ich kannte andere Sprachen, ich hatte Literatur und klassische Musik gerne, alles so unangebracht, wenn man aus einem halbilden Land kommt...

Er war gleichzeitig stolz und böse auf mich. Ich war seine Eroberung, der Beweis seines Exotismus, und doch hatte ich seine Leute in Verlegenheit gebracht. Es wurde natürlich kein Wort ausgesprochen, wäre das doch auch überflüssig.

So fing meine Tarnung an. Eidechsenrisch. Ich musste mich anpassen und beliebt machen, einfach unauffällig da sein (ja nicht laut auf der Strasse reden, man könnte glauben, ich wäre eine Italienerin, und wer möchte die schon für sich haben? Bestimmt kein Ehemann). Ich las keine Gedichte mehr, hörte bloss ländliche Musik, widmete meine Kräfte und Fähigkeiten der Aufgabe, die beste Hausfrau zu werden – mit Erfolg. Mit zu grossem Erfolg. Das konnte man mir auch nicht verzeihen. Eine Intellektuelle hatte sich nicht so gut im Hausbereich auszukennen – man sollte anderen Frauen wenigstens diese kleinen Siege überlassen.

Das Abendessen wuchs an Stille. Man hätte die Ressentiments, wie man so sagt, mit einem Messer schneiden können. Er wurde immer kühler, anspruchsvoller, ferner. Meinerseits wuchs die Wut, die Traurigkeit, die Putzfreude, die Anpassungssucht. Es war doppelt so bitter, den Misserfolg unserer Ehe zu ertragen, weil ich das Land

nun schon liebte, weil einzelne Personen mich schon ein bisschen gerne hatten, weil die Schönheit mich in jedem Stück Haut und Seele traf. Der Schneelaut war unüberhörbar, und ich ahnte, wie es mich hätte glücklich machen können. Ich stopfte unermüdlich Berge, Seen, Wälder, Bäche in mich hinein – eine Art Abschiedsgepäck.

Er sass immer stiller da. Nichts verriet seine Gefühle. Ich hätte Alles gegeben, diese harte Schale zu zerschmettern, um endlich was Lebendiges herauszubekommen. Ich möchte ihn wenigstens verletzen können. Er war unverletzbar. Übersehen wurde, dass ich einfach nicht mehr die Frau war, die er geliebt hatte, vor lauter Anpassungsfähigkeit.



HEKS-Fotoarchiv: Paul Keel

Ich werde nirgends mehr zu Hause sein. Es ist zu viel von der Schweiz in mir, um echt brasilianisch zu klingen. Beerenfrüchte und Kompottgeruch, seidiger Schnee mit leisen Schritten, Kirschblüte, ungreifbare Nebel. Frei ausgesprochene Meinungen, ohne Gefängnis-, Tod-, Verschwindungsbedrohung.



HEKS-Fotoarchiv: Ringier-Bilderdienst

Ich verliess ihn nach seiner eigenen Art: ohne Szene, ohne Gefühlsausbrüche, wortlos. Plötzlich war ich einfach nicht mehr da. Ich spiele mir heute noch gern seinen Zorn und Enttäuschung vor, habe aber nie was darüber erfahren. Brasilien ist so weit weg, das Leben so lang und die Klinik wo ich täglich betäubt werde, ist bloss ein Zwischenklammern in der Wirklichkeit

Nova-Friburgo, 25/08/84



HEKS-Fotoarchiv: I.C.E.M

Ich verschob und verschob den Moment des Schreibens. Ich wusste genau wie er mir wieder Weh tun würde – er machte sich unvermeidlich. Die alten Narben brechen auf und bluten Wörter aufs Papier.

Ich kam in die Schweiz zurück. Zehn Jahre später. Zehn Jahre nachdem ich ihn ohne Szene und Gefühlsausbrüche verlassen hatte. Er hat es nie erwartet. Ich noch weniger. Niemand hat es erwartet. Trotzdem, da war ich wieder um einen Literaturpreis von der Uni Bern zu bekommen.

Es war plötzlich ganz bequem, als Ausländerin in die Schweiz zu kommen. Ich war die Repräsentantin einer anderen Kultur, eine Preisträgerin die etwas über das Fremdsein in der Schweiz zu sagen hatte. Ich bedeutete keine Bedrohung mehr: ich kam diesmal nicht um die Ordnung des Schweizer Familienlebens zu zerstören; ich kam nicht im Namen eines Gefühls, sondern im Namen einer Tatsache; ich kam nicht um mein Schicksal mit dem der anderen zu verflechten. Als aussenseitige Beobachterin des Landes machte ich mich verträglich, sogar interessant.

Das ist eindeutig meine bittersaure Art die Freundlichkeit mit der ich empfangen wurde zu übersetzen, aber ich frage mich oft ob ich jemals etwas kosten kann ohne dass es mir bittersauer schmeckt.

Auf dem Berner Bahnhof traf ich wieder meine beste Freundin. Zehn Jahre verschwanden in der Umarmung und da war sofort die einstige Intimität unberührt da. Es schmeckte nach Tränen und Freude. Ich war da Heim. Später kam das Wiedersehen mit den Anderen. Da erst wurde mir bewusst wie sehr ich Alle vermisst hatte, wie sehr ich jeden gern hatte, wie sehr ich diese Gefühle verdrängt hatte um so lange weit weg bleiben zu können. Diese Enthüllung kam auf mich zu wie der Sommerregen auf trockene Erde. Ich trank durstig davon.

Unzählige Gläser Wein wurden angestossen, unzählige Händedrucke getauscht (wo ich lieber brasilianisch geküsst hätte!), unzählige kleine Erinnerungen wurden aus der Vergessenheit gerettet und wieder ans Leben getragen. Und doch war es unsagbar traurig: man wusste zu genau wie vergänglich dieser Moment war, wie provisorisch die Freude. Ich gehörte ja nicht mehr dazu, obwohl wir uns Mühe gaben so zu tun als ob. Darum stiegen mir so oft die

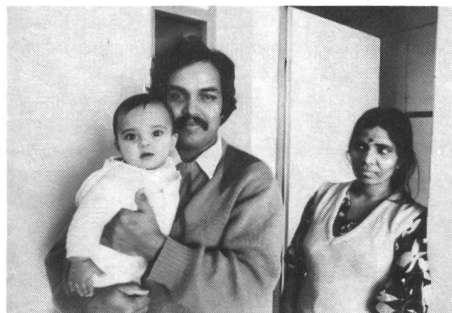
Tränen in die Augen. Darum kamen mir die Spaziergänge auf den verschneiten Wegen des Dorfes so schön, so unentbehrlich und schmerzhaft vor. Darum war jeder Moment so wertvoll und mir tat es Leid schlafen zu müssen. Darum musste ich nachts vor dem Fenster stehen und mich ausweinen. Nie war ich mir der Vergänglichkeit so bewusst.

HEKS-Fotoarchiv: Simone Opliger



Heute ist wieder Weihnachten. Ich schaue wieder von einem Fenster aus in das Tal hinunter. Unsagbar, unbeschreiblich schön, trotz des Regens. Tropikalisch grün und verschwenderisch. Das Bild der Weihnacht vor zwei Jahren, der weissen Weihnacht in der Schweiz, verlöscht die geliebte Landschaft, die mein tägliches Leben immer erträglicher macht. Undankbar verwandle ich den Regen in Schnee und kann nicht länger die Erinnerung fernhalten die mich aufs Tiefste verzehrt.

HEKS-Fotoarchiv: M. von Gaffner



Ihn traf ich auch wieder. Den verlassenen Ehemann. Ich dachte schon wir würden uns nicht mehr begegnen und war halb erleichtert halb enttäuscht. Solange ich in der Gegend war, vermied er sorgfältig die ganze Familie, so wie die Orte wo ich eventuell hätte sein können. Nur ein einziges Mal, ganz am Anfang, trafen wir uns zufällig. Er stellte mir seine neue Frau vor – eine Schweizerin diesmal – er wurde vernünftiger. Sie schaute mich feindselig und misstrauisch an. Ihr Blick versuchte abzuschätzen ob und wie ich ihr überlegen sein könnte. Ich spürte wie sehr sie sich wünschte, dass ich hässlicher oder älter oder dümmer wäre – es stand deutlich geschrieben auf ihrem Gesicht.

Sie entfernten sich rasch, Arm in Arm. Er hat nicht einmal gefragt wie es den Kindern geht, und ich hatte doch einen Brief für ihn. Er gab mir keine Zeit. Übrigens, er gab mir einst auch keine Zeit, wo ich ihm so viel zu sagen gehabt hätte. Sein Gesicht war hart und ausdruckslos.

Es gab eine Zeit in der ich Alles gegeben hätte seine harte Schale zu zerschmettern um endlich was Lebendiges herauszubekommen. Ich hatte gewollt ihn wenigstens verletzen zu können. Ich wollte es, umsonst. Er sah unverletzbar aus. Doch jetzt sollten wir uns auf Schweizerboden wiedersehen, über die Kinder reden. Elternpflicht. Darum rief er mich an, zwei Tage bevor ich nach Brasilien zurückging.

Einmal habe ich irgendwo gelesen, dass

man beim Beten sehr aufpassen soll, da wir das Risiko eingehen unsere Bitte erfüllt zu bekommen.

Er lud mich zu sich ein. Ich dachte an seine Frau und schauerte – die Begegnung wäre mir unerwünscht. Nein, das ging nicht. Er sollte lieber zu mir kommen. Das ging auch nicht: er war tief beleidigt, dass ich bei seinen Verwandten wohnen konnte. Wir vereinbarten uns dann auf halbem Weg zu treffen. Ich fuhr hin, wir trafen uns am Bahnhof. Dann, aber nur dann, reichlich spät, erfüllte sich mein alter Wunsch.

Wir sassen einander gegenüber. Vor uns zwei Tassen Kaffee und ein Aschenbecher der sich unwahrscheinlich schnell mit Zigaretten die wir eifrig rauchten füllte. Da war plötzlich keine harte Schale mehr. Er machte mir alle Vorwürfe die er jahrelang verschwiegen hatte. Er war zornig und bitter, endlich brach er in Wut aus und liess sie in hohen Wellen auf mich niederprasseln. Vor allem konnte er nicht verzeihen, dass ich über unsere Ehe schrieb und damit einen Preis in der Schweiz bekam. Es war im Radio, in den Zeitungen, es kam in die Öffentlichkeit. Nur eine Brasilianerin konnte so geschmacklos sein ihr (sein?) Privatleben so blosszustellen. Vor Allem konnte er nicht verzeihen, dass man mich so freundlich empfing und mein Besuch so gefeiert wurde. Vor Allem konnte er nicht verzeihen, dass ich ihn damals so definitiv und schweigsam verliess, dass ich ihm die Kinder wegnahm. Vor Allem gab es nichts was er mir verzeihen konnte. Ich hatte das Gefühl, er konnte auch die einfache Tatsache meiner Existenz nicht verzeihen. Die Existenz dieser ungerechtfertigt stolzen Südamerikanerin, die die Sicherheit eines bequemen Lebens in der Schweiz aufgab, bloss weil sie sich ungeliebt fühlte.

Es gab kein Wort das ich ihm hätte sagen können um diese Überschwemmung aufzuhalten. Ich konnte nur untertauchen und hoffen nach all dem noch zu überleben wünschen zu können. Erstaunlich wie er nach zehn Jahren noch die Fähigkeit besass mich zu verletzen. Erstaunlich auch, dass er mir nicht mehr unverletzbar vorkam, obwohl er es von der schlimmsten Seite zeigte.

Jetzt fühlte ich mich nicht mehr fremd ihm gegenüber – wir säten im gleichen Feld den falschen Samen, wir ernährten uns aus dem Brot der Enttäuschung, eine komische ruchlose Kommunion, die Rückseite der Liebe. Wir bewohnten beide den gemeinsamen Boden des Unglückslebens, das Vaterland des Schmerzens. Das machte uns zum ersten Mal Mitbürger des gleichen Landes. Auf diesem Gebiet brauchten wir keinen Pass mehr.

Es schneite fest als er mich zum Bahnhof fuhr. Ich war weder vorbereitet noch gekleidet um diesem Schneefall zu begegnen. Ich war nach dem Gefühlssturm zu erschöpft auch nur zwei Schritte zu laufen. Er weigerte sich trotzdem mich die drei Kilometer heimzufahren. So sahen wir uns zum letzten Mal. Ich: ein dunkler unbedeutender Punkt mit blossen Kopf und blossen Händen mitten im Schneesturm. Er: ein Auto das sich rasch entfernte mit der Last der kleinlichen Rache. Um uns herum, die Zertrümmerung unserer Träume – möge es so lange und viel schneien bis sie barmherzig zugedeckt sind.

Zweimal (1984, 1986) hat die Abteilung für angewandte Linguistik der Universität Bern einen literarischen Wettbewerb ausgeschrieben mit dem Thema «Fremd in der Schweiz».

Aufgerufen waren AusländerInnen, die für immer oder nur vorübergehend in der deutschen Schweiz leben und die Deutsch als eine fremde Sprache sprechen und schreiben. In Gedichten, Erzählungen, Berichten und szenischen Spielen sollten Erlebnisse und Empfindungen des Fremd- und Andersseins aufgeschrieben werden. Eingeschickt wurden rund 200 Texte von 91 EinsenderInnen aus 23 verschiedenen Nationen, u.a. die beiden nebenstehenden Texte von Rosangela Pinel de Freitas.

Ein Ziel dieses Wettbewerbs war, hinter der eher statistischen Grösse «AusländerInnen» Menschen sichtbar zu machen, die ihre Geschichte erzählen, ohne dass Dolmetscher dazwischentreten. Die Texte, in fremder Sprache geschrieben, zeigen Spuren dieser Fremdheit, die nicht verwischt wurden. Die jetzt in der Anthologie «Fremd in der Schweiz» veröffentlichten Texte lassen erahnen, was es bedeutet, fremd zu sein: Die biographischen Berichte von Frauen, die ihren Männern als Ehefrauen in die Schweiz gefolgt sind, bilden innerhalb dieser Textsammlung eine besondere Textsorte. Viele dieser Frauen sind sich der Ambivalenz von Anpassungsbereitschaft und Anpassungsabwehr schmerzlich bewusst: In Bildern der Privatheit von Zweierbeziehung und Familie werden die Anpassungsprozesse beschrieben und gedeutet. Gefühle wie Enttäuschung, Trauer, Wut und Auflehnung begleiten diese Prozesse. In ihrer biographischen Notiz schreibt Rosangela Pinel de Freitas: «Im Ausland lebte ich fünf Jahre, vier davon in der Schweiz, mit einem Schweizer verheiratet. Davon blieben mir zwei Kinder und ein paar Narben übrig. Zurück nach Brasilien gab es wieder einen Mann, noch ein Kind und Narben auf Narben.»

Irmela Kummer

Fremd in der Schweiz, Texte von Ausländern, Edition Francke im Cosmos Verlag, Muri b. Bern, 1987

Nova-Friburgo, 25/12/86